

auf seiner alten kleinen Farm ein Denkmal errichtet, gerade an dem Platz, wo er vor 67 Jahren sein kleines Stübchen „Ewiges Riech“ ausfüllte. Das Denkmal wurde am 10. Juni 1924 von Farmern und Geschäftsleuten errichtet.

Deutsches Wirtschaftsleben

Nach getaner Tages- oder Wochenarbeit suchen Bauer und Bürger Sonntags oder auch gelegentlich am Feierabend gern Erholung, indem sie sich am Wirtschaftsleben beteiligen. Während sich die jungen Leute bei Tanz, Gesang und Gesellschaftsspielen die Zeit vertreiben, suchen die älteren Männer die Wirtschaft auf, wo getrunken und gespielt wird. Bei keinem Volk findet sich ein solcher Hang zu gemeinsamen Trinken wie bei den Deutschen. Nicht nur die Feste sind es, die zu Zusammenkünften Veranlassung geben, sondern auch die Ruhestunden am Abend, am Sonntag. Wohl nur ganz wenig Dörfer in Deutschland gibt es, wo sich nicht ein Wirtschaft oder ein Krug befindet. Was einst Tacitus über die Zechlust der alten Germanen geschrieben hat, gilt auch heute noch von ihren Nachkommen. Und das es im Mittelalter nicht anders gewesen ist, bezeugen die Straßpredigten der Geistlichen und die vielen Erlasse gegen die Trunksucht.

Und wie die Bauern, so trieben es auch die Bürger und der Adel. Die Trinkhornbrüder, die aus lauter Willen bestand, und ihre freudigen Versammlungen auf einem Schloß bei Jäbern im Unterelsaß abhielt, gewöhnte nur dem Edelmann Aufnahme, der ein großes Büffelhorn, welches vier Liter besten Nebensafes enthielt, auf einen Zug und stehenden Fußes bis zur Reize leeren konnte. So war es allerorten. „Es muß ein jeglicher Land seine eigenen Trufel haben“, sagt Luther. „Welchland seinen, Frankreich seinen; unser deutsches Trufel wird ein guter Weinschlach sein, muß Sauff heißen, da er so durstig ist, daß der Durst mit so großen Sauffen Weines und Bieres nicht kann gekühlt werden und dinst solcher ewiger Durst Deutschlands Plage bleiben, habe ich Sorge, bis an den jüngsten Tag.“ Kein Stand konnte sich dieses Erbittels enthalten. Mühte doch in früheren Zeiten wiederholt selbst gegen die Geistlichen vorgegangen werden, weil sie öfter trunken gefunden worden waren. Solches Zechen geschah fast stets in Gesellschaft und dieses gemeinsame Trinken ist es gewesen, woraus sich unser Wirtschaftsleben entwickelt hat. Es war den Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich kein Jenseits ohne dieses Zechen vorstellen konnten. In der nordischen Dichtung ist aus dieser Auffassung die Mythie von den Einhornjörn entstanden, die sich täglich am Kampf erfreuen, am Abend aber zu gemeinsamem Gelage vereinen, wobei die Valküren ihnen das Methorn reichen. Trinken, das man in altdeutschen Gräbern gefunden hat, bezeugen, daß bei unsrer Vorfahren ein ähnlicher Glaube bestand. Noch heute kennt man in fast ganz Niederdeutschland die Robstkrüge, das heißt Grenzweinschlach; sie sind hervorgegangen aus dem Glauben des Volkes, daß die Seele des Abgeschiedenen noch einmal im Wirtschaft einkehre, bevor sie ins Jenseits gelange.

Das Hundegrab

Von Augusta von Dertzen.

„Je mehr ich die Menschen kennen lerne, umso mehr liebe ich die Tiere.“ Dieses Wort des größten Pessimisten unter den deutschen Philosophen scheint das Motto zu sein für die Begründung des Hundegrabs in Berlin. Weit im Norden, an der Kreuzung der See- und Müllerstraße liegt diese Stätte der Trauer und des Friedens, ein schmaler Bretterzaun schließt sie ab von dem Lärm und Getöse der Großstadt. — Stein an Stein, dicht nebeneinander errichtet, erzählt von Liebe und Treue zwischen Mensch und Tier — Blumen in üppiger Fülle neigen sich über zärtliche Nachrufe, die von trauernden „Hinterbliebenen“ dem treuen Volk, Mucki, Lulu, Kiti ufm. geschrieben wurden. „Meiner lieben treuen Lulu, 20 Jahre alt, gemeldet von ihrem Frauchen und Tante Grete.“ steht auf einem von Rosen umrankten Stein zu lesen. Welche Fülle von Zärtlichkeit und Trauer erklingt aus diesen einfachen Worten. Ein Freund ist verchieden, der zwanzig Jahre lang Freude und Leid mit seinem „Frauchen“ teilte, trumm aber verchieden.

Seit Uramfängen der Geschichte steht die Freundschaft zwischen Mensch und Hund. Schon bei den Germanen galt der Hund als die Personifikation der Treue. Auf den Grabplatten des Mittelalters ruht unter den Füßen des

Bismarckhaus in Göttingen

Ein fester Turm, nicht hoch, doch frohig — schwer, Stadtmauerrest und Linden drüber her.

Das Wasser braust und jischt mit starkem Schwall, die Mauern donnern ihren Widerhall,

Ein Adler sprang aus dieser harten Gasse, hier redete froh sich junge Manneskraft.

Stahlgang sahn durch lichter Linden Grün rot einen Stern näher und näher sprühn.

Ludwig Bäte.

Ein Mann ein Löwe als Symbol der Stärke, unter denen der Frau ein Hund, das Sinnbild der Treue.

Die enttäuschten Liebesgefühle vieler Menschen finden bei ihrem vierbeinigen Liebling eine Entschädigung. Gerade von den „Großen“ der Geschichte ist es überliefert, daß sie ihre Neigung auf irgend ein Tier kaprizierten. Jedermann kennt die rührende Liebe Friedrichs des Großen zu seiner kleinen „Bische“ dem eleganten Windspiel, deren Tod ihn wie ein Schicksalsschlag traf, und Bismarck, der eherner Kanalar war tagelang krank, als seine Lieblingsdogge gestorben war.

In dem ausgezeichneten Film „Lieblinge der Menschen“, der jetzt in Berlin läuft, ist dem treuesten Begleiter des Menschen ein Denkmal gesetzt. Da sieht man den Hund in allen Situationen: als Jagd-, Schäfer- und Polizeihund, tollt er an uns vorüber, im Hundereinen jagt er über grünen Rasen, und in der „Schönheitskonkurrenz“ sieht er in vollendeter Grazie und im Bewußtsein seiner Bedeutung da.

Kurz, das intelligenteste Tier der Schöpfung, dem Menschen untertan und ergeben, sollte man es nicht lieben und ihm ein ehrenvolles Grab errichten, wenn sein treues Auge sich geschlossen?

Am Ausguck

Das bedrohte Paris.

Die französischen Kriegsheer und Diplomaten haben recht: Paris und eventuell die ganze „große Nation“ ist bedroht. Aber diesmal ausnahmsweise nicht von den niederträchtigen Deutschen, sondern von einer Armee, die, wie man hört, bereits in das Seinebündel eingedrungen sein soll. Und zwar sollen sie mit den aus Marokko zurückkehrenden Truppen dorthin gekommen sein, diese Ritter mit dem braunroten Panzer, die so sehr blutgierig und grausam sein können. Naturwissenschaftlich gehören sie zu dem Stamme derer von Buit, zu deutsch der „Flöhe“, und zwar sollen sie besonders eine Vorliebe für die eleganten Häuser der wohlhabenden Bevölkerung zeigen. Uebrigens besteht bei dieser Attacke auf die Pariser die ernste Möglichkeit, schwere afrikanische ansteckbare Krankheiten eingeschleppt zu bekommen. Man wird also gut tun, das Pulver — natürlich nur das Insektenpulver — bereit zu halten.

Sklaverei in Innerafrika.

Wer der Meinung sein sollte, daß es im Innern Afrikas keinen Sklavenhandel mehr gibt, verkennt die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse, die mit denen Europas nicht vergleichbar sind. In den ausgedehnten Landstrichen und Gebirgen entgehen noch zu viele Menschen den Einflüssen der vordringenden, durch Gefeggebung und Glaubensdofschaf getragenen Zivilisation. So schreibt z. B. der Pater Colle, ein Missionar in Kruand im belgischen Kongo, im „Brüsseler „Standard“: „Sklaven gibt es hier noch viel zu viele. Meist sind es Kinder, die von ihren Eltern verkauft wurden. Hungersnöte sind oft der Anlaß hierzu gewesen. Noch mehr Sklaven gibt es in den umliegenden Ländern, wo die Eingeborenen wilder sind als hier und sogar oft noch Menschen fressen. Noch immer sind hier die abgebackten Hände nichts Ueberlebtes. Wildere Stämme bringen diese Methode bei solchen Männern in Anwendung, die sich verteidigten, um der Sklaverei zu entgehen.“ Am belagerten sind die Frauen und Kinder. Vor einigen Monaten wurde im Bezirke des genannten Missionars ein Neger mit seinem Sohn ermordet. — Derartige Fälle wurden als Sklavin verkauft. Es gelang jedoch, sie wieder frei zu kaufen. — Derartige Fälle stehen sich viele anführen, denn sie sind leider nicht selten. Meist werden die Sklaven nachts an den abgelegenen Gebirgen oder an den Gebirgs- und Bergbältern entlang davon-

getrieben. In den leichter zugänglichen Gebieten mag es der Eigentümer allerdings kaum einzugestehen, daß dieser oder jener sein Sklave ist. Die Weihen würden derartige Mißstände leicht entdecken und dann im Interesse der Verklanten den bestehenden Gesetzen gegen die Sklaverei Achtung verschaffen.

Der Radiöhörer im Grabe.

Die Amerikaner sind komische Leute. Sie glauben nicht, was die übrige Welt wohl oder übel als glaubwürdige Tatsache hinnimmt, siehe Affenprozeß von Dayton, und andererseits glauben sie an die ausgefallensten Dinge, auf die außer in Amerika kein Mensch kommen würde. Da hat sich ein wohlhabender, angesehener Bürger von Los Angeles schon jetzt bei seinen schönen Lebzeiten, denn wo auf der Welt ist schöner als im Paradies von Kalifornien, in Los Angeles — hat sich also bei Lebzeiten, im Zustand allerbesten körperlichen und geistiger — jowohl, ganz amerikanisch normaler geistiger Gesundheit, einen Stahlgang gekauft, der mehrere tausend Dollar kostete. Und in diesen Gang hat er eine Radiolampe bauen lassen, einen schönen, fehlerlos arbeitenden Aufnahmeapparat. Wozu? Damit er nachher, wenn er gestorben sein sollte, und das trifft ja schließlich auch bei einem wohlhabenden, glücklichen Bürger von Los Angeles ein, wenn er aus diesem irdischen Paradies heraus muß und bis zum jüngsten Tag im Grabe warten muß, um dann in das himmlische Paradies einzugehen zu können, damit er diese Zwischenzeit des Wartens angenehm verbringen kann, indem er sich die Möglichkeit verschafft, durch das Radio an den Unterhaltungen der oberirdischen Welt teilzunehmen. Seiner Meinung nach ist die Voraussetzung dafür gegeben, denn er glaubt, daß sich die Seele in der Nähe des toten Körpers aufhält, und daß sie die Möglichkeit besitzt, einen Radiomangangsapparat richtig zu behandeln, und daß sich seine Seele, die jetzt bei seinen Lebzeiten kein größeres Vergnügen kennt, als sich Geschiedenen durchs Radio erzählen zu lassen und Musik aus einem Kopfhörer zu lauschen, und später, wenn der müde Leib im Grabe ruht, noch immer in jugendlicher, lebendiger Begeisterung an den Kunstdarbietungen der Radiogesellschaften Vergnügen findet. Darum der Stahlgang mit der Empfangsanlage. Früher legte man den Toten Waffen und Kriegesgeräte mit ins Grab, heute einen Radiomangangsapparat. Wer zweifelt jetzt noch an der Befriedigung dieser Welt. Das Leben ist kein Kampf mehr, es steht im Zeichen des Rundfunks. Und es ist nicht nur eine Lust, zu leben, sondern auch eine Lust, tot zu sein. Das ist amerikanischer Glaube.

Büchertisch

Ein Chinese über die deutsche Kolonialpolitik im fernen Osten. In einem kenntnisreichen und selbständigen Aufsatz über „Die Deutschen in Ostasien“, den das „Dagein“ in seiner neuesten Nummer (49) veröffentlicht, teilt der Verfasser Fritz Baumann einen Brief mit, den ein ihm befreundeter angesehener Chinese an ihn geschrieben hat: Ich habe gesehen, daß eure Absichten in Tschungtaun friedlich waren. Selbstlos habt ihr Unternehmungen und Lehrveranstaltungen für meine Landsleute gegründet. Ihr habt aus armen Bauern wohlhabende Leute gemacht. Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft blühten wie nie zuvor. Die rauhe Hand des Krieges zerstörte alles in Schantung. Ihr die deutsche Kultur wird überall in der Welt siegreich vordringen und eine neue Zeit für die Weltvölker anbrechen; rein und klar wie geschaffenes Kristall, das in der Sonne funkelt, wird Deutschlands Kultur über allen Meeren und Ländern strahlen, und eine ewige Zeit des Friedens, von der schon der große Weise Konfuzius geträumt hat, wird für die Welt kommen. Die deutsche Sprache wird für alle Völker der Welt wichtig werden, und ich sinne schon jetzt darüber nach, wie ich die Mittel zur Erziehung meines Sohnes aufbringen kann, der in Deutschland deutsche Kultur studieren und sie meinen Landsleuten vermitteln soll.

Diese Zeilen sind ein Beweis für die friedlichen Absichten, mit denen die Deutschen ihre Ziele im fernen Osten verfolgt haben. Und schon jetzt beginnen sie, aller Entzückung zum Trotz, erneut an Handel und Wandel teilzunehmen. Auch ihr schönes Klubgebäude in Tientsin haben sie retten können. Nur heißt die Straße, in der es liegt, nicht mehr Kaiser Wilhelm, sondern Woodrow Wilson Street. Der Volksmund freilich sagt anders und er weiß warum. Er nennt sie: Woodrow Swindle Street!

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 32

Freitag, 11. September

1925

In der Heimat

Die Roggenäcker leuchten, die Felder glüh'n wie Gold;
Der Gnadenwagen Frau Herthas ist darüber gerollt.
Sie weihete die wartenden Felder, sie redete die Hand;
Da blühten alle Wiesen, da reifte das hung'rige Land.

Ich grüße dich, meine Heimat, ich grüße euch,
Bauer und Knecht!
Ihr steht unterm Segen des Schweißes und
schenkt, und alles ist recht.
Der Fluch aus Adams Tagen ging euch wie
Segen ein,
Nun fluten Gottes Brände um euch wie
Heiligenchein.

Sie lohnen um alle Acker, da wächst das schwarze Brot!
Sie glücken in allen Seelen, da weichen Angst und Noht!
O leuchtende Täler und Tiefen, o flammende Bergeshöhen,
O, Erde du und Heimat, wie bist du so reich und schön!

Wilhelm Lennemann.

Der Jäger von Altna

Herr Friedrich Riggemann stellt uns folgenden Brief seines Sohnes, des Studenten J. Riggemann, Berlin-Niederschönhausen, zum Abdruck zur Verfügung:

Altna-Niederschönhausen, den 4. Sept. 25.

Ihre lieben Altnaer!

In meinem letzten Briefe veräumte ich es, Euch von etwas zu berichten, was für Euch von ganz besonderem Interesse ist — von dem Auftreten unserer „Jäger“ auf der Berliner Bühne. Ihr hattet mir ja schon vor Monaten geschrieben, daß eine Aufführung des „Jägers von Altna“ in Berlin geplant sei. Leider habe ich dann Näheres von Euch nicht gehört. In den Berliner Zeitungen habe ich die Bekanntmachungen wohl übersehen. Jedenfalls erfuhr ich erst am Dienstag, den 18. August, daß unsere „Jäger“ nun wirklich in Berlin waren und mit großem Erfolg — das zeigte die ungemein günstige Kritik in der „Täglichen Rundschau“ — ihre Kunst zeigten. So wären die Jäger von Altna beinahe wieder abgereist, ohne daß ich von ihrem Auftreten erfahren. Glücklicherweise konnte ich es noch möglich machen, mir wenigstens die letzte Aufführung im Wallner-Theater anzusehen.

Offen gestanden — ich habe das Unternehmen unserer Burg-Theater anfangs für sehr gewagt gehalten. Als ich dann aber die anerkannten Vorpredigten in der Berliner Presse las, wurde ich eines Besseren belehrt. Und wie grundlos meine Befürchtungen waren, das erkannte ich an dem Abend im Wallner-Theater.

Ich fragte mich wiederholt: „Sind das wirklich denn Dilettanten?“ Wirklich — auch von einer fachmännischen Kritik konnte das bestes, was da auf der Bühne geboten wurde. Ein freilich verriet, daß unsere Jäger keine Berufschauspieler waren: ihre Mundart. Aber dies war ja kein Fehler — im Gegenteil — sie gehörte ja zu einer jeden rechten Heimatdichtung, wie sie hier zur Aufführung gelangte.

Ich will hier keine Namen nennen, sie haben alle ihr Bestes gegeben und uns Bestenfalls in Berlin — und weit darüber hinaus allen Freun-

den echter deutscher Heimatdichtung — einen genussreichen Abend bereitet.

Ihr könnt Euch ja gar nicht vorstellen, wie man sich hier freut, wenn einem die alten lieben vertrauten, feuerländischen Laute wieder ans Ohr klingen. Mir kam unwillkürlich Klaus Groths Gedicht von der „Modersprach“ ins Gedächtnis:

„Min Modersprach, wa klingst du schön!
wa ... du mit vertut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
du drevst den Stolt herut.“

Ich höhl mi as en lüttjet Kind,
de ganze Welt is weg.
Du pusi mi as en Voerjarswind
De kranke Voh torecht.

Un höhl so deep: „Dat ward verstan,
So prikt dat Hart sik ut,
Un Rou runn Himmel weihst mi an
un allis is wedder gut!“

So herrlich klingt mi keen Musch
un singt keen Nachtigall.
mi lopi ja glia in Ogenblick
de hellen Tran hendalt!“

Während der Pausen sah ich mir das Theaterpublikum etwas genauer an. Bekannte Gesichter traf ich leider nicht. Und doch sah ich es verschiedenes an, daß sie Altnaer sein mußten. Ich machte mal die „Probe aufs Exempel“ — und wirklich — meine Rechnung stimmte — der Angeredete war wirklich ein Landsmann namens Hegenfeld, der nun schon seit Jahrzehnten in Berlin in einem Drahtwerk tätig ist.

Die Altnaer Burg-Theater sollten übrigens von ihrer Kunst und von der Größe ihrer Aufgabe nicht zu gering denken. Ihr wißt ja, wie ich über das moderne Theater denke, wie weh es einem tut, wenn man sehen muß, wie Schund und Schmutz geradezu kübelweise über unser Volk ausgegossen wird. Da war es für meine Frau und mich — und den gleichen Eindruck hatte ich von den anderen Zuschauern — ein Genuß im edelsten Sinne des Wortes, die Reinheit solcher Heimatpoesie aus uns wirken zu lassen. Die Handlung hat aus vom ersten bis zum letzten Augenblick gepackt — ja, ich kann ohne Übertreibung sagen — diese Aufführung wurde uns zu einem Erlebnis. Ich bin immer stolz darauf gewesen, ein Westfale — und besonders — ein Altnaer zu sein — an diesem Abend aber war ich es ganz besonders, als ich sah, wie Tüchtiges unsere „Jäger“ auch auf der Bühne leisteten. Der Alte Fritz hat einmal von uns Söhnen der Mark gesagt, daß wir im praktischen Leben wohl zu gebrauchen wären, daß wir aber in der großen Welt keine große Figur machen, und bisher habe ich dem großen König in diesem Urteil immer Recht gegeben. Nachdem ich aber unsere Altnaer Jäger — auf der Bühne gesehen, bin ich eines Besseren belehrt worden. Die Sicherheit, mit der ich unsere „Jäger und Jägerinnen“ in Berlin auf den Brettern bewogte, die die Welt bedeuten, machte ihrer Weltgewandtheit alle Ehre.

Wir hoffen, daß der „Altnaer Jäger“ nicht zum letzten Male in Berlin aufgeführt worden ist. Demnächst werden unsere Heimatkünstler wie mir Herr Wilhelm Künne erzählte, ja auch im Rundfunk auftreten. Kinder, wer hätte das gedacht! Ich werde mich darum bemühen, daß das Interesse für unsere „Jäger von Altna“ in weiteren Kreisen von Berlin geweckt wird. Vielleicht läßt es sich erreichen, daß das „Theater der höheren Schulen“ Berlins für eine Aufführung gewonnen wird. In Verbindung mit einer späteren Aufführung muß aber der Jäger auch unbedingt einmal in feuerländischer Mundart hier in Berlin auf die Bühne kommen.

Bitte, Ihr Lieben, richtet diesen Wunsch an die Burg-Theater aus und sagt ihnen, daß wir reich der GutsMuths Dom zurück, fast unberührt

uns von Herzen freuen, sie recht bald wieder in Berlin begrüßen zu können.

In alter Liebe
Euer Sohn und Bruder

Fritz

Von kleinen vergessenen Residenzen

Von Dr. Augusta von Dertzen.

Zwischen Stoppelfeldern, zwischen weiten, flachen Seen und unendlichen Buchenwäldern träumen die kleinen Städte der norddeutschen Tiefebene ... sie alle tragen einen rein provinziellen Charakter, seitdem auch die wenigen Residenzen durch den Sturz ihrer Throne zu Landstädtchen herabgesunken sind. Man mag zur Monarchie stehen, wie man will, das läßt sich nicht leugnen, „Serenissimus“ mit der eben so langen Ahnenreihe, wie dem gefüllten Geldbeutel, hat es immerhin fertig gebracht, seiner Residenz ein großstädtisches „air“ zu geben. Da gab es Empfänge, Theater, Konzerte bei Hof und einen Kiesenstab von Hoffdame, die mit tausend Ansprüchen das gesellschaftliche Leben in Bewegung erhielten.

Seute sind diese ehemaligen Residenzen still und ereignislos geworden. Oldenburg, welfenferne, in den Markchen versunken, bietet nach dem Verkauf der bedeutenden Kunstsammlung für den Fremden kaum noch eine Attraktion.

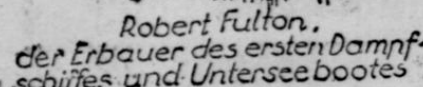
Anders Schwerin; dort ist auch heute noch mancherlei zu sehen; ein recht gutes Theater, ein Museum mit ausgezeichneten Niederländern, die ein kunstsinziger Herzog des 18. Jahrhunderts zusammengebracht hat (sogar bis zu echten Rembrandts hat sich dieser Genieher verhalten!) und schließlich das großherzogliche Schloß. Eine Ausgrabung der romantischen Schwärmerei für mittelalterliche Kunst, mit vielen Zäunen und Türmen von Fleu umrankt, träumt es seinen Dornrosenschlaf über dem buchenumfüllten Schweriner See. Als Museum eingerichtet bietet es heute eine interessante Schau von Kunstgewerbe guter Qualitäten. Reizend ist das kleine Neu-Strelitz, streng symmetrisch in der Anlage, wie ein Stern (der Marktplatz), von dem strahlenförmig die Straßen auslaufen.

Die klassizistische Harmonie des Schlosses ist leider durch Un- und Umbauten zerstört. Aber ziemlich unverändert in französischem Geschmack der Schlossgarten; durch schattige Buchen- und Lindenalleen schneit der Blick über Seen und Wälder in die verschleierte Ferne der norddeutschen Landschaft.

Neben Rostock, der von feuchten Meeresbrisen umweht, vielhundertjährigen Universität, ragt noch Güstrow hervor, eine Residenzstadt aus längst vergangenen Tagen. Um die Wende des 16. Jahrhunderts, unter der Regierung des kunstsinnigen Herzogs Ulrich von Mecklenburg war diese Stadt eine glanzvolle Residenz.

Noch heute beherrscht der stolze Bau des Schlosses das Stadtbild, ein typisches Renaissancegebäude, mit vielen Türmen und einer stark bewegten Fassade. Hier hielt Herzog Ulrich, der sog. „Kurfürst“, Hof, dieses nach seinem eigenen Geschmack erbaute Schloß war sein Lieblingsaufenthalt. Dort schloß er 1603 die genussliebenden Augen. Ein prunkvolles Monument an der Südwand des Domes zeigt sein Bild, ein Hüne von Gestalt, markante Züge, von allzu gutem Leben vergrößert. Eßt „medienburger“ Schloß!

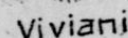
In seinem geliebten Schloß ließ im 30jährigen Kriege der fremde Eroberer, der stolze Herzog von Friedland, sein Quartier aufschlagen, schwer lag damals Wallensteins Hand auf dem von Steuern ausgepreßten Lande. Bis in die Kämpfe der Neugarnisierung



Ein Künstler unserer Tage, Ernst Voriach, der in Ostrow lebt, bringt in seiner Kunst, die er auf weiten, einsamen Spaziergängen aus der Seele der Landschaft faßt, den Charakter des Landes zum Ausdruck. In dem schwerflüchtigen Rhythmus seiner Dramen, in der Ergebundenheit seiner Plastiken manifestiert sich die Stimmung der norddeutschen Tiefebene, über die endlose Stürme den Atem des Meeres tragen.

Retiamo (Kinnich-Lappland).

Es ist nicht ganz einfach, Pefamo zu erreichen, aber eine „Entdeckungsjahrt“ hierher in den äußersten Norden Europas, in diesen noch fast ganz unbekannten Winkel muß mit Rücksicht auf den interessantesten und eigenartigsten Reisen gezählt werden. Der Mangel guter und bequemer Wege und Verkehrsmittel nötigt den Pefamoreisenden zu großen Umwegen zum Theil sogar über norwegisches Gebiet, die aber wieder ungeahnte landschaftliche Reize und daneben mancherlei touristische Scenien aufweisen, die wohl einzig dastehen.



Nach einer Wendung und schon tauchen in der Ferne die ersten Häuser von Trifona, dem Ankerplatz von Pessimo auf. Bei Ebbe ist es nicht möglich, auch nur mit einem Motorboot das eigentliche Pessimo zu erreichen, da heißt es, entweder Stunden warten, bis die Flut das Weiterfahren ermöglicht oder aber den etwa fünf Kilometer langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Dann ist das Ziel: Pessimo erreicht. Nach vierstägiger, oft mühevoller, aber dafür auch ungemein interessanter Fahrt durch fast ganz unbekanntes, kaum noch erforschtes europäisches Land umfassen den Ankommennden die so eigenartigen in geführenden Reize und Einbrüche der Pessimo-Landschaft, des nördlichsten des neuen vorderen nördlichen Reiches. Chr. Schlegel.

Erinnerung von Hanns-Walther Kappler.

Meine Erzählung soll zeigen, wie heute an den gefangenen Sklavenjägern im Sudan Justiz geübt wird, gleichzeitig sollen die richterlichen Zustände in diesem schwarzen Lande dem Leser vor Augen geführt werden. —

Wir, das heißt, der bekannte Afrikaforscher Peter van Dijk, der Geologe Me. Seernd aus Nempok, der Schreiber dieser Zeilen und unsere beiden schwarzen Diener, Jumbo, ein tapferer Bafuto, mein beifähriger Reisebegleiter Suban, sowie der Mambetto Papiamangue, ein kurz Papa genannt, befanden uns seit einigen Tagen mit dem Schiff der Wüste auf dem Wege von Dem Behir über Rumbek nach Gababona. Dem Behir über Rumbek nach Gababona vorgerückt, und wir gedachten, heute abend den Hofstuf zu erreichen. Wenn man hier von einem Wege sprechen will, so muß man sich darunter entweder einen Willensweg denken, dessen Wegweiser einzig und allein die den- kengebildeten, halbwüthigen Tiergelehrte sind, oder es geht durch krokodilbesetzte Sümpfe. Da wir uns jetzt dem Nil immer mehr näherten, wurde der Boden pflumpriger, und nur auf leichtem Höhenzügen trockener. Am Hofstuf mußten wir ein kleines Sandebord, dessen Gemein-

Da betrat ein ungeheurer Kolof den Raum. Der Mann, der jetzt eintrat, war der Kadi noch Fajschda. Dieser musterte grimmigen Blicks den Schlägenjäger, war diesem einen Strich vor die Füße, dann noch eine hebeitsvolle Geste und er verschwand. Uns kam die ganze Zeremonie äußerst lässig vor, und nur das totenbleiche Gesicht des Arabers belebte uns eines anderen und ließ uns Schreckliches ahnen. Der Kommissar ließ den Beduinen hoch, der Neger nahm den Strich — und so ging es dem Hile zu. Wir folgten. —

Die Krokodie ragen mit den Köpfen gerade so weit aus dem Wasser, um die Beine des Verurtheilten erreichen zu können. Dieser nun zieht schnell die Füße hoch, doch mit der Zeit erlahmen seine Kräfte und die Krokodie streifen sich um die Beute. Das Geheul des Verurtheilten schallt oft kilometerweit hinaus in die Nacht, Schreie, die nur die größte Todesangst kennzeichnen. Der Neger aus dem Baum: aber läßt dann nach und nach den Körper des Verurtheilten hinab, der so allmählich lebendigen Leibes von den Krokodieen verspeist wird — ein furchtbares Gericht.

Am andern Tage traf ich den Kommissar betrunken auf der Straße an und fragte ihn nach dem Verbleib des andern Schlägenägers. Da glitt ein verschüttetes Lächeln über sein altes hochbuntes Gesicht; er zog mich in einen dunkeln Gasse und zog schamlos einen verrotten Beutel hervor, der mit englischen Pfundstücken gefüllt war. Ich mußte genugsam die eine „Gerechtigkeit“!

„Aber Mr. Ballers, hätten ihr mir doch etwas gesagt, ich hätte gern für den Verurtheilten ein Vorgeleg bezahlt um ihn nicht eines so grausamen Todes sterben zu lassen.“

Bon Charlotte Schiel.

Alter Hof.

Und der Brunnen träumt im Silberkranz
frommer Sagen . . . und mit jedem Sturz
der kristallen in die Tiefe gleitet,
klingen Kelche wie beim Abendmahl —

Und es raunt aus kühlem Spiegelgrun-
bleich der Abschied einer Heiligen mit,
die den Brand von wehen Pilgerfahrten
hier gelöscht, eh' sie zum Kloster schri-

Die Gassen.
Büßlein, holde, wo die Siebeln dunkeln,
blinde Scheiben bliß'n im Sternensunkel
wo am Torgang Ornamente sinnen —
wie zerfallen aus Gesteinen rinnen —
wo der Mond durch leise Winkel fliehet,
über scheue Söfe seidene Schleier giehet —
all ihr Gassen, drinnen Brünnelein blinke
die mit Silberarmen durch die Zweige wippen
wie aus umhungenen Droseln kühler

sanfte Chöre zu euch niederstrahlen —
und Euch rühren wie ein zitternd' Licht
tief in Eure süße Dämmerungen,
drin der Tage Kaufschiffe ausgeklungen,
hüllt die Stadt ihr schlummernd Traumg

„Hähä, Mister, könnt ihr gar nicht, koste

Und der Kommissar nannte mir eine Summe an, die mir alle drei nicht hätten aufbringen können. Ich wandte mich schaudernd ab und dachte an eine Erfahrung reicher. So gefahrlos ein Sklavenhandel ist, muß er doch einen unheimlichen Verdienst abwerfen. Die Bestechlichkeit der untergeordneten Bediensteten, die unerschiedsbedingte Gerechtigkeit des Sudans, das Verstecken der Steuern, das Schmelzen der Steuern mit der hier wieder deutlich vor Augen tritt. —

Grausamer Tod oder Reichtum — der Tod des Sklavenjägers.

Hon. Dr. Rudolph G r e m e.

Aus der Goldstatistik der letzten Jahre ist hervor, daß gegenwärtig aufsehenerregendste Höhepunkt der Produktion erreicht ist. In den Jahren 1894 bis 1917 wurde ebensoviel Gold produziert als in allen vorhergehenden neunzehnten Jahrhunderten, nämlich etwa vier Milliarden Dollar. Der größte Produzent ist seit langem das britische Kanada, im Jahre 1913 betrug dessen Anteil an der Weltproduktion 63 Prozent, gegen 19 Prozent der Vereinigten Staaten. Im Jahre 1923 betrug diese Prozentzahlen 70 bezw. 14. Die Vereinigten Staaten haben ihre Goldbewerke fast aufgegeben, daß kaum noch an eine Erzeugung der Produktion gedacht werden kann. Der Anteil der Union hat sich ständig verringert, so belief sich 1924 auf nur 13½ Prozent der Weltproduktion. Anders in Canada. Hier betrug 1890 für 1 Million Dollar Gold produziert, im Jahre 1898 bereits 14 Millionen, 1900 für 29 Millionen Dollar. 1924 hatte die britische Produktion einen Wert von über 3 Milliarden Dollar, und sie steigt weiter. Die britische Produktion, die 1915 noch für 49 Millionen Dollar erbrachte, ist jetzt auf etwa 1,5 Milliarden Dollar jährlich zurückgegangen.

Große Fortschritte machte seit 1900 die Industrie Südafrikas. Hier wird die Hälfte der weltweiten Produktion zu Tage gefördert. Im Jahre 1924 für 210 Millionen Dollar. Gegenüber bedeutet die Produktion Indiens (8 Millionen Dollar im Jahre 1924) nur ein Zehntel.

Eine Produktionssteigerung ist außer Kanada nur in Sibirien möglich. Die Russen produzierten vor dem Kriege für etwa 20 Millionen Dollar jährlich; 1924 waren 10 Millionen Dollar wieder erreicht.

Der Gesamtvorrat der Welt an gemünztem und ungemünztem Gold wird auf etwa 60 Milliarden Dollar geschätzt. Davon besitzen die Vereinigte Staaten Dollar 4,25 Milliarden, Frankreich 7, England 8 Prozent, Belgien 7 Prozent, Argentinien 5 Prozent, Italien und Holland je 2 Prozent.

Im Vergleich zur Bevölkerungszahl beträgt der Vorrat pro Kopf, nämlich 54 für die Vereinigten Staaten, 39 für Australien, 38 für Schwiz, 36 für Holland, 33 für Kanada 25

Wenn auch die Vereinigten Staaten gegenwärtig an Goldüberfluß leiden, so steht doch bereits fest, daß der Goldbedarf im nächsten Jahrzehnt bei der starken Entwicklung der Industrie kaum gedeckt werden kann. In Zukunft herrscht die Meinung, daß es vielleicht nicht mehr gelingen wird, die Weltproduktion an Gold auf der mittleren Höhe der Jahre 1890 bis 1915 zu halten. Viele Anzeichen in der Entwicklung der Industrie und des Welthandels lassen erkennen, daß der Goldvorrat und die Goldproduktion für den Weltbedarf zu klein als zu groß sein werden; vor a. l. e. t. e. t. natürlich, daß auch ferner die wichtigsten Währungen die „Golddeckung“ als Grundlage anerkennen — eine Maßnahme, die z. B. bei der Rentenmark häufiger wurde, weil diese bewährte Währungsart den deutschen Grund und Boden nicht aber irgend einen Goldvorrat, als Stützpfeiler aufwies.

Aus Cleveland erhält das Deutsche Ausland:

Insult von einem Mitarbeiter ein kleines Stimmungsbildchen, das verdient, festgehalten zu werden.

„Ich arbeitete hier mit einem Diplom-Landwirt von Weihenstephan zusammen. Sein Vater war am Tangankasee in Ostafrika anlässlich, wo er auch selbst tätig war. Er ist weit herumgekommen, sehr interessiert an allen Dingen und Expert in allen Fragen der Landwirtschaft. Er ist zwar nicht auf Rosen gebettet, aber ein guter Deutscher und Schwabe aus Rünzellau. Er erzählte mir ungefähr nachfolgende Geschichte seines Großvaters:

Bendels Grimm kam als junger Einmünder von Kuehlheim an der badisch-württembergischen Grenze im Alter von 39 Jahren nach Carver, County Minnesota. Grimm lernte schon im alten Vaterlande den Wert der Luzerne als Bodenausschleier und gutes Futter für Wild- und Arbeitsvieh kennen, deshalb nahm er ein kleines Säcken Luzerne-Samen mit sich, um die Vieh zu das gute Futter für sein Vieh nicht

zu vernichten. Bald nach seiner Ankunft im September 1857 kaufte er sich eine kleine hügelige Farm. Gleich im nächsten Frühjahr säte er seinen kostbaren Schatz. Grimm selbst nannte ihn nach seinem Heimalsnamen „Ewiges Klee“, weil er jedes Jahr ohne Nachsaat wieder kommt. Heute, nach 67 Jahren, stehen noch auf den Hügeln die Pflanzen, die er damals ausgesät hat, obwohl die erste Ernte sehr schlecht ausfiel. Aber Grimm hat einmal der gute alte Klee der Heimat aus Herz gewachsen. Da die Saat von den warmen Tälern des badiſch-mürttembergischen Unterlandes stammte, tödtete das viel strengere und kältere Klima die meisten Samen, aber unbeirrt sammelte Grimm den Rest der Pflanzung. Er säte neue Felder mit den noch verbliebenen Samen. Die Pflanzung stand schöner und jedes Jahr wurde der Bestand größer und wichtiger. Die Pflanzen ha-

Die sich allmählich akklimatisiert, der Same wurde hochprozentig keimfähig und bei der Ausfaat wurden die Bestände lückelos. Es war eine einfache und natürliche Selektion, die Grimm unbedrückt trieb. Jedes Jahr sparte er sich die von der Natur ausgewählten Samen im Haus und konnte immer größere Flächen damit bebauen, die den harten Winter von Minnesota überstanden. Alle Nachbarn mollten von dem guten Klee. Grimm kaufte sich 1891 eine andere Farm und überließ die alte seinem Sohne. Weniger Klee von Grimm wurde mit großem Erfolg überall gegessen, da alle anderen Kleesorten durch die kalten Winter getötet wurden.

20 Leute donach und fern hörten daon und
 21 meinten, der Boden von Corner County trage
 22 zu dem Erfolg besonders bei. Ein junger Deh-
 23 rer machte Professor R. M. Hay von der Agri-
 24 kulturstation von St. Anthony Park, Minn-
 25 aufmerkham; sie prüfte die Pflanze und er-
 26 kannte ihren hohen Wert. Dann sendte Profes-
 27 sor J. S. Shepperd ein Paket Samen an
 28 Landwirtschafts-Departement nach Washington,
 29 also dann unternahm das Büro für Pflanzenzüch-
 30 tung unter Führung von J. Brand, Westgate,
 31 Detzude mit der Pflanze. Alle fanden, daß
 32 diese Grimmische Züchtung viele andere Zuerne-
 33 ren am Winterfestigkeit u. Ertrag übertraf. Die
 34 ersten 20 Jahre haben die Grösze erneut be-
 35 zeugt. In Kanada und den ganzen nordwest-
 36 lichen Staaten wird der Grimmische Samen
 37 heute angebaut. So hat Wendell Grimm eine
 38 Zuerne geschüht, die jede Winterdürre des
 39 Nordwestens überdauert. Heute gibt es eine
 40 große Vieezuchtung, welche bis nach Montana
 41 Kanfas, den New-Englandstaaten und Kanada
 42 ihre Produkte sendet. Nun hat man Grimm